Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 36

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor: Heer, J.C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644137

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 36 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 4. September 1937

O du, vor dem die Stürme schweigen

Von Emanuel Geibel

O du, vor dem die Stürme schweigen,
Vor dem das Meer versinkt in Ruh,
Dies wilde Herz nimm hin zu eigen
Und führ' es deinem Frieden zu;
Dies Herz, das ewig umgetrieben,
Entlodert allzurasch entfacht,
Und ach, mit seinem irren Lieben
Sich selbst und andre elend macht.

Entreiß, o Herr, dem Sturm der Sinne,
Der Wünsche treulos schwankem Spiel;
Dem dunklen Drange seiner Minne,
Gib ihm ein unvergänglich Ziel;
Auf daß es, los vom Augenblicke,
Von Zweifel, Angst und Reue frei,
Sich einmal voll und ganz erquicke
Und endlich, endlich stille sei.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 7

Ehe die Maiglöckchen in dem grünen Glas auf seinem Arbeitstisch im Giebelstübchen völlig verwelkt waren, stak er schon wieder in der Mühle und brachte am Abend der Mutter etliche Stücke silberweißer Aeschen und rotgetupfter Forellen mit heim. Sie buck ihm die Fische; als er aber sie und die Schwester etwas gönnerhaft zum Zugreifen einlud, da sagte sie abweisend: „Nein, iß du! Ich mag nichts, was von der Oberaacher Mühle stammt; ich könnte auch nie wieder hingehen; dir aber wehre ich es nicht; ich begreife, daß du an der Mühle und der Oberaach hängst!"

Die Weigerung der Mutter, deren Stolz es früher gewesen war, ihren Gästen mit einem Forellengericht aufzuwarten, machte auf ihn einen tiefen Eindruck; die tapfere, schweigsame Frau mußte in der Erinnerung mehr zu überwinden haben, als sie die Kinder ahnen ließ.

Auch jetzt noch hatte sie vor ihnen halbverborgen mancherlei Kämpfe zu bestehen. Obwohl sie selten unter die Menschen trat, und wenn es geschah, mit einer Zurückhaltung, die ihr viele als Stolz auslegten, so fehlte es ihr doch nicht an heimlichen Freiern. Denn sie war noch stets eine stattliche Frau mit einer Krone dicker Zöpfe, und die Herbheit ihres Gesichtes und ihrer Redeweise wurde gemildert durch die still redenden Augen, die in Freude oder Leid stets noch eines verhaltenen Feuers fähig waren. Selbst einer seiner Lehrer bemühte sich lange und aufmerksam um sie. Sie aber ließ alle abgleiten, den Lehrer wohl mit schwerem Herzen. Warum? — Darüber sprach sie mit den Kindern nie; aber als Heinrich einmal zu seinem alten Vetter Gebhard auf Ferienbesuch ging, erhielt er die Aufklärung.

„Das tut die Mutter dir und Else zulieb", verriet ihm der Vetter mit klugem Lächeln. „Sie hat stets noch einen hübschen Posten Geld. Würde sie sich nun wieder verehelichen, so schenkte sie wohl dem andern Manne auch wieder Kinder, und ihr Vermögen ginge einmal bei ihrem Tod in mehr Teile als jetzt. Das will sie nicht, sondern Else, wenn sie Braut wird, mit einer schönen Aussteuer begaben und dich auf dem Stift in Tübingen studieren lassen, wozu ja deine Fähigkeiten und dein Fleiß ermuntern!"

So, nun wußte Heinrich um die Absichten der Mutter und daß sie bei aller äußeren Herbheit ein herrlich gutes Weib war.

Sie duldete seine häufigen Besuche in der ehemaligen väterlichen Mühle ohne Widerspruch. Daß sie aber von den Fischen, die er gefangen hatte, nie eine Gabel kostete, war ihm ein tiefer, heimlicher Verdruß, der sie ihm selber nicht mehr schmecken ließ. Und doch war mancher stattliche Hecht dabei.

Indessen bedurfte es eines besondern Anlasses, bis er die Anglerei, in der er sich allmählich eine große Geschicklichkeit erworben hatte, aufsteckte.

Er hatte an einem schwülen Abend, der einen guten Fang versprach, seine Blinkangel an einer tiefen Stelle des Mühlekanals auf Hechte ausgeworfen. Statt eines Hechtes aber biß eine Trüsche an, ein in der Oberaach äußerst seltener Fisch. Indem er die Angelschnur bald ablaufen ließ, bald an sich zog, ermüdete er das Tier und warf es mit starkem Schwung aus dem Wasser auf die Wiese. Der Fisch, der wütend um sich schlug, war ein Prachtkerl von etlichen Pfunden, mit dem unförmlich großen Groppenkopf und der feuchtglänzenden, gelb und schwarz

getigerten Haut wie ein vorweltliches Geschöpf anzusehen. Er faßte ihn, um die vierteilige Angel zu lösen. Da geschah etwas sehr Sonderbares. Aus der Kehle des Fisches kam ein leiser, wunder Schrei. Nie in seinem Leben hatte er von einem Menschen gehört oder in einem Buch gelesen, daß die ewig stummen Fische in ihrer Todesnot schreien können. Er war davon wie von einem Wunder betroffen, ließ das Tier fallen, wobei die Angelschnur riß, und warf in seiner Verwirrung den unheimlichen Gesellen, der den Blinker noch im Rachen trug, in den Kanal zurück. Unglücklich über das Erlebnis lief er heim. Noch in der Nacht aber quälte ihn der Schrei des Fisches und der Gedanke daran, daß ihm der Blinker in der Kehle stak. Kein Trost wollte dagegen verfangen, weder die Erwägung, daß die Fische ja unter sich selber die größten Räuber sind, noch die Erfahrung, daß sie eine festgehackte Angel bald von selber abstoßen. Er schwitzte von Gewissensangst. Am Morgen vernichtete er seine sämtlichen Fischereigerätschaften, darunter das Etui künstlicher Angelfliegen, das er sich ein hübsches Geld hatte kosten lassen, und fischte nie wieder.

Dem unglücklichen Trüschenfang folgte eine Zeit religiöser Anfechtungen, Zweifel und innerer Zerwürfnisse. Vielleicht wären sie auch ohne dieses Erlebnis in sein Wesen getreten, und er ließ, nicht am wenigsten unter dem Einfluß seines Religionslehrers, der ein langweiliger Pedant war, den Plan, Pfarrer zu werden, fahren. Dafür ging ihm eine andere lichte Welt auf, diejenige des deutschen Schrifttums, der herrlichen Dichter seiner Heimat, Schillers und Uhlands, und als er über das Nibelungenlied kam, stand sein künftiger Beruf in wundersamer Klarheit vor ihm — Germanist! Mit schönem Gewähren stimmte ihm die Mutter bei; es lag nicht in ihrer Art, den hoffnungsvollen Jungen stark am Gängelband zu führen.

Fast noch ein wärmeres Verständnis für seinen künftigen Lebensweg fand er bei der Schwester Else; stundenlang hörte sie ihm aufmerksam zu, wenn er ihr mit tönender Stimme die Strophen von Siegfried und Krimhilde, Günther und Brunhilde vorlas, und die Bemerkungen, die sie daran knüpfte, waren klug und wohldurchdacht.

Er war nun siebzehn, sie neunzehn, schön wie die junge Frühe im Sommer, schlank, doch mit knospender Fülle, und sie hatte wohl noch andere Gedanken im Kopf als die Nibelungenverse. Denn, nachdem die Mutter endlich von den Freiern Ruhe bekommen hatte, standen sie schon für Else bereit. Das stolze und liebesscheue Mädchen lachte darüber und wußte jeden auf eine gute Art fern zu halten. „Unter einem Pfarrer oder Arzt tu' ich's nicht", scherzte sie voller Uebermut; „ich will einmal einen gebildeten Mann, der weiß, was er mir schuldig ist!"

Und die Mutter nickte leise dazu.

Else hatte die unschuldige Neigung des Bruders für das Rösle Wenk mit scharfen Augen entdeckt, und ihre Urteile über das Mädchen waren der einzige Anlaß, daß hin und wieder Händel zwischen ihnen entstanden.

„Ich habe sie in der alten Kalesche durch die Stadt fahren sehen", erzählte Else und setzte mit spitzem Zünglein dazu: „Sie ist aber ein unausstehlicher Aff'; sie denkt an nichts, als ob sie auch von den Leuten genug gesehen und gegrüßt werde. — Was braucht ein so junges Ding schon einen Federhut?"

„Du selber Aff'!" brauste Heinrich auf.

Im stillen aber mußte er der Schwester recht geben. Das Müllerstöchterlein war bemerkbar der Putzsucht verfallen. Trug sie ein weißes Kleid, so mußte irgend ein roter Schmuck daran sein, eine Stickerei um den Hals oder wenigstens eine feurige Nelke an der Brust, und ihre Knopfstiefelchen und Handschuhe waren vom geschmeidigsten Leder. Indessen mußte ihr auch der Neid lassen, daß sie einen guten Geschmack für ihr Aeußeres besaß.

War die Trüsche schuld, daß er lange nicht mehr nach der Mühle ging? — Als er doch endlich wieder einmal den Weg dorthin nahm, stellte sich Rösle ihm auf der Wiese als Reiterin vor, die ebenso zierlich wie sicher, in freier Anmut, ja Keckheit zu Pferde saß. Als sie ihm aber ein paar Runden vorgeritten hatte und vom Pferde gehüpft war, fragte sie halb beleidigt, warum er bei ihr ein so seltener Gast geworden sei.

Er entschuldigte sich mit seinen Studien, faßte sich dann aber ein Herz und gestand ihr, daß er wegen ihrer Eitelkeit Bedenken gegen einen häufigen Verkehr mit ihr trage.

Sie hörte ihm mit einem verwunderten Lächeln zu und antwortete ihm lieb: „Ich will ja nur dir gefallen, Heinrich, und mir selber ein wenig, — ich will mir dein Wort merken."

Von ihrem Einlenken und der Süße ihrer Stimme war er entwaffnet; er blickte ihr in das leicht gerötete Antlitz und konnte nur denken: „Das schöne Kind!" Am liebsten hätte er sie gestreichelt, geküßt, beschenkt; aber dazu fehlte ihm der Mut.

In der Tat erschien Rösle nie wieder so äffig geputzt im Städtchen wie früher, sondern als ein frisches, natürliches Landkind, und fast ängstlich fragte sie ihn: „Gefall' ich dir jetzt wieder besser?"

Daraus merkte er, wie lieb sie ihn hatte.

Else aber sprach stets abschätzig von Rösle. „Merkst du denn nicht, daß sie abgerichtet ist auf dich? Ihre Eltern wollen nun einmal dein Geld in die verschuldete Mühle. Sei kein Narr, Heinrich!" So quälte sie den verliebten Jungen bis aufs Blut. Bald aber hatte sie vollen Anlaß, vor der eigenen Türe zu wischen. Die Schwester geriet in eine unendlich tolle Liebschaft hinein, die allerdings nur drei Tage dauerte.

Ein kleiner Zirkus gab seine Vorstellungen. Da verschoß sich die blonde Else in den pechschwarz lockenhaarigen Direktorssohn, der in der Arena auf vier wilden Hengsten ritt, so sehr, daß sie jeder Vorsicht und Scheu vergessend ruhelos im Städtchen herumirrte, um dem schönen Ludwig zu begegnen und ein gutes Wort von ihm zu erhaschen. Wie ein neues Käthchen von Heilbronn lief sie neben ihm, und der Leichtsinnige stachelte sie mit verliebten Worten an. Die Mutter war gegen dieses Fieber machtlos. Als Else aber am dritten Vorstellungsabend wieder mit glänzenden Augen in den Zirkus drängte, fuhr das junge, breitüppige Weib, das im Flitterstaat an der Kasse saß, empor und schrie: „Jetzt habe ich dich, du kaibe Krott — du Lauskrott, du —ich bin dem Ludwig sein Weib — du nit!" Die Rasende riß Else die prächtigen Zöpfe herunter und mißhandelte sie, versuchte sie sogar ins Ohr zu beißen, als sich ein paar hinzugekommene Bürger der Ueberfallenen erbarmten.

Der Zirkus und Else waren gleich rasch aus dem Städtchen verschwunden.

Sie weilte bei Verwandten auf Besuch. Als sie wieder heim kam, geschah es im Geleit eines Freiers, des Gastwirtes Wilhelm Vaihinger zum „Waldhorn" in Tübingen. Sie beteuerten, seit sie sich vor zwei Jahren in einer Weinlesegesellschaft im Feldbachertal begegnet waren, hätten sie sich stets gern gesehen. Die Wahrheit lag aber wohl anders. Vaihinger war das Zirkusabenteuer Elsens eben recht gekommen, um sich der Hand der in Spott Gekommenen zu versichern, und Else, die ihn sonst wohl hätte abgleiten lassen, ergriff die Gelegenheit, um aus der engeren Heimat zu verschwinden und Gras über ihre Kunstreiterliebe wachsen zu lassen.

Wilhelm Vaihinger war ein ansehnlicher Mann, hatte den gelbroten Schnurrbart in zwei lange, schmale Spitzen ausgezogen, stellte die Brust wie ein Feldwebel hervor und trug Kanonenstiefel. Nach dem Herzen der Mutter aber war der

Freier nicht. Aus seinem blühenden Gesicht konnte sie nichts weiter als einen Geschäftsmann erkennen, der sein berechnendes Wesen unter einer dünnen Schicht Bildungslack verbarg.

„Nein, Else, für eine Wirtsfrau bist du mir zu gut; die muß so manches hören, was sich für ein feines Weib nicht schickt!" Auf dem herben Gesicht der Mutter lag ein tiefer Kummer. Das Paar aber bestand auf seiner Verlobung; die Hochzeit fand statt, und als sich Else nach Tübingen verzogen hatte, führten Mutter und Sohn den Haushalt allein. Seufzend kam es in einer stillen Abendstunde von den Lippen der Alternden: „Was hat sich deine Schwester billig gegeben! Nun aber muß ich mit dir von der Leber weg reden, Heinrich, damit du einmal nicht ebenso töricht wie die Else auf eine dir unwürdige Liebschaft und Ehe hineinfällst! Laß dir die Rosa Wenk nicht ins Herz wachsen! Ich kenne das Mädchen, das mir Else durchs Fenster gezeigt hat, bloß vom Sehen und gebe zu, daß sie ein niedliches Geschöpf ist. Nun aber sage mir: Wie gefällt dir ihre Mutter, Frau Wenk?"

„Nicht sonderlich", gestand Heinrich kleinlaut.

„Mir auch nicht", versetzte die Mutter bestimmt. „Bei der Schlüsselübergabe habe ich Gelegenheit gehabt, sie etwa eine Viertelstunde zu beobachten. Und mein Eindruck: Die Frau ist nicht herrisch und nicht bäuerlich, sie ist Talmi und was sie tut ist ein Obenhinsudeln und Geschwindfertigwerden. Nun ist aber noch nie auf einem Schlehendorn ein Reinettenapfel gewachsen, und schon vor tausend Jahren haben die gescheidten Leute dem Burschen, der freien ging, den guten Rat gegeben, daß er sich zuerst die Mutter ansehen solle, ehe er sich mit der Tochter einlasse. Merkst du den Wink, Heinrich?"

„Das Rösle ist aber doch ein blitzsauberes Kind!" warf er ein.

Da erhob sich die Mutter und legte ihm die Hand auf den Scheitel: „Ich fürchte, das Rösle Wenk sei ein Spatz, hoffe aber, du mit deinen schönen Gaben seiest ein Weib. Und glaube, Heinrich, das tut einem Weib weh, wenn er mit einem Spatz fliegen muß. Suche dir einmal eine Weibin. Wo du sie findest, kann ich dir nicht sagen. Wenn du aber die Augen offen hältst, so wirst du sie finden!"

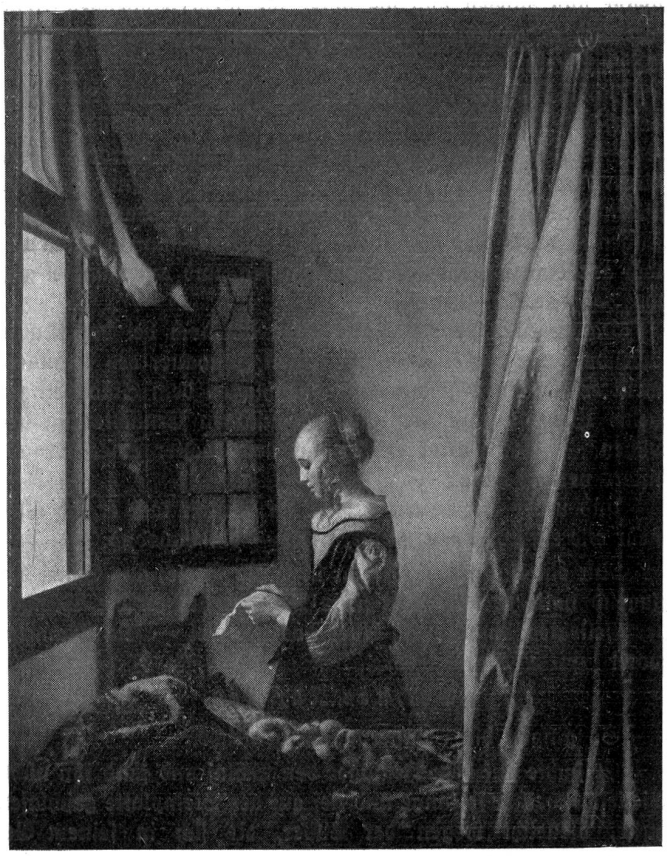
Die Worte kamen voll heiliger Kraft aus dem Urgrund der ernsten Seele, und der schöne Mutterglaube an seine Begabung und Zukunft tat Heinrich wohl wie der Maienregen dem jungen Baum.

Er suchte sich dem Zauber Rösles zu entwinden, spürte aber auch schmerzhaft, wie tief sie ihm schon in die Sinne gewachsen war.

So kam die Zeit seines Abiturums.

Horch! — Als er sich eben zur Ruhe begeben wollte, gingen im Städtchen die Brandglocken. Ein wirres Getöse fuhr durch die Gassen. Er steckte den Kopf aus dem Fenster, um den Feuerschein zu suchen. Umsonst. Da drang die bekannte Stimme eines Kameraden zu ihm empor: „Heinrich, in der Oberaacher Mühle brennt's!"

Er sprang drei Stufen auf einmal die Treppe hinab und war mit einer aufgeschreckten, eilenden Menge auf dem Weg nach dem Brandplatz. Die Lohe hob sich stets mächtiger und klarer in die Nacht und warf einen geisterhaften Schein über Wälder und Fluß. Goldene Funken kamen geflogen, brennendes Getreide. Spritzen mit schreienden Fuhrleuten und keuchenden, schäumenden Pferden prasselten an ihm vorbei. Als er zur Mühle kam, bildete sie eine einzige große Flamme; wie Gewehrfeuer knatterte es daraus von brennendem Mehl. Unter dem Befehl eines dicken Feuerwehrhauptmannes quäkten die Spritzen; Ströme Wassers wurden in die zischenden Gluten geworfen. Was half's? — Die Mühle war verloren; der Feuer-



Vermeer van Delfft — Die Briefleserin

wehr gelang es nur, einige Holzvorräte, die abseits lagen, zu retten.

Heinrichs Augen suchten Rösle.

Sie stand mit den jüngern Geschwistern neben einem Haufen geretteten Hausrates und starrte, vom Schein der Flammen angeglüht, hilflos in den Brand. Nebenan schlug die Müllerin die Hände über dem Kopf zusammen, und jetzt kam der Müller, der auswärts gewesen war, auf einem Wägelchen angesprengt. „O Gott, was bin ich für ein geschlagener Mann!" rief er. Da lachte neben Heinrich ein Bauernknecht laut auf: „Der wird schon wissen, warum die Mühle hat brennen müssen." Wenk wurde gleich von den anwesenden Beamten ins Verhör gezogen.

Die Aufmerksamkeit Heinrichs war durch diesen Vorgang ganz gefangen. Da hörte er seinen Namen schluchzen, und eine kleine, weiche Hand grub sich wie Rettung suchend in die seine.

„Rösle!"

Ihr Haar war gelöst und hing ihr wirr über die Schultern; ihre Augen brannten; sie sprach kein Wort; nur ihre Blicke flehten: „Folge mir!" Mit zwei Fingern zog sie ihn leis und unauffällig aus der Menge und über den Steg an das jenseitige Ufer der Oberaach bis unter die Weiden beim Wehr. Jetzt erst zitterte ein Laut von ihren Lippen: „Heinrich, hast du mich nicht mehr lieb?" — Mit einem leisen Schrei warf sie sich ihm an die Brust, schlang ihre Arme um seinen Hals, schmiegte ihr Köpfchen mit dem flutenden, weichen Haar dicht an seine Wangen, und er spürte ihren jugendlich biegsamen Leib, ihre knospende Fülle, den feinen Geruch ihres Haares.

Ihm war, er sollte fliehen.

Ihr Mund aber suchte seinen Mund; ihre heißen Lippen zitterten auf den seinen. Während drüben ihrer beider Elternhaus niederbrannte und seine blutigen Scheine über Fluß,

Aecker und Wiesen und bis unter die niederhängenden Aeste der Weiden zündeten, kamen sie in ein wildes Herzen und Küssen hinein.

Rösles Mund und sein eigenes junges Blut berauschten Heinrich — sie wechselten die großen Worte des Lebens — wieder — wieder — bis sie von selber still und müde wurden, Rösle seinen Kopf sanft in ihre Hände nahm und ihm nur noch mit zitternder Zärtlichkeit die Wangen streichelte. Langsam ging drüben in der Mühle das Feuer nieder; die Flammen züngelten noch aus einem großen Trümmerhaufen, und am Himmel zog das Tagesgrauen herauf.

Da trennten sie sich. Er umging die noch bei der Mühle stehende Feuerwache; einer der letzten Zuschauer des Brandes, schritt er einsam, fröstelnd und abgeschlagen dem Städtchen zu. Seine Liebesseligkeit war einer grausamen Ernüchterung gewichen. — Gott, wenn er sich mit der Tochter eines Brandstifters verlobt hätte? —

Und unter den treuen Augen der Mutter kam er sich nicht mehr wie ein Weib vor, sondern wie — ein Lausbub.

Nur ein einziger Trost war in seiner Seele; aus Scheu der Jugend hatte er doch nicht seine Mannesehre an die Wünsche der Geliebten hingegeben. Aber doch zu viel — sein Mannes-wort!

Sechstes Kapitel.

So gingen die Erinnerungen Heinrichs.

Er suchte auf dem Heulager den Schlaf und fand ihn nicht. Vielleicht weil er so lange und tief auf der Steinplatte geschlafen hatte, vielleicht wegen der Bilder, die sich in seinem Gedächtnis drängten, oder vor Hunger! Er stand auf, tappte sich vor die Tür und suchte um den Dengelstein, ob er nicht noch eine Krume des Brotes finde, das ihm der Ingenieur zurückgelassen hatte. Kein Krümelchen! Die Sterne schienen klar vom kalten, blauschwarzen Himmel; die Ränder der Berge zeichneten sich daran ab, als wären sie die Umrisse hockender Riesen, vermummter Männer und Weiber; der See war dunkel und hatte doch seinen heimlichen Glanz; zuweilen stieg ein gluckfender Ton, dessen Herkunft nicht zu erraten war, aus der Flut, ein Laut, als ob sich tief im Grund ein Geheimnis regte und seufzend aufwärts drängte. Das Grauen der Einsamkeit überlief den Verlassenen; er wandte sich wieder in die Hütte und seinem Lager zu, kaute an ein paar Stengelchen Heu, zählte, um die wogenden Gedanken zu beruhigen, auf hundert, zwang sich, vor seinem inneren Blicke Landschaften zu sehen, die Bauernhäuser seiner Verwandtschaft, den Neckar mit der uralten Tübinger Brücke, den Lichtenstein mit seinen Türmen, und war auch wirklich am Einschlafen.

Da fuhr er zusammen.

„Tühü-tühü!" erscholl es eindringlich und scharf über ihm. Er erriet bald, ein Uhu oder sonst eine größere Eule hielt sich in der Hürde auf. Und nicht lang, so entdeckte er die im Dunkeln leuchtenden, großen, runden Augen des Vogels, der, gegen ihn gewendet, auf einer Wandsparre saß. Warum hatte er sie nicht schon in der letzten Nacht gehört oder gesehen? — Wohl aus Erschöpfung, oder weil sie erst diesen Abend durch die Luftlucken des Gebälks zugeflogen war. Unablässig drang ihm der schaurige, traurige Ruf des Vogels, in den sich ein scharfer Zischlaut mengte, ins Ohr, dazu das harte Schnabelknacken und das Rauschen des sich spreizenden und zusammenziehenden Gefieders.

Heinrich war nicht abergläubisch; aber er litt unter den aufdringlichen Geräuschen des ruhelosen Vogels, der sich vielleicht durch den menschlichen Quartiergast in seinem Heimatrecht auf die Hürde gestört fühlte. Er langte nach einem Schuh und warf ihn aufs Geratewohl gegen den lästigen Gesellen, daß die Bretterwand klatschte. Sich schneuzend rauschte das Tier davon; schon hoffte er auf Stille, da saß es nach einer kleinen Weile wieder auf dem Balken und schrie — schrie, sich beständig räuspernd, in langgezogener Klage auf ihn los.

„Hat mir denn Gott diesen verfluchten Vogel zum Spott auf den Hals geschickt, wo ich doch sonst schon so unglücklich bin?"

Seine Einbildungskraft erregte sich. War es nicht eine arme, verdammte Seele, die aus dem Nachtgetier um Erlösung schrie, etwa der brave Kaspar oder das schöne Annerl aus Brentanos Erzählung oder die Pfarrerstochter von Taubersheim? —

Fortsetzung folgt.

Einer aus der Reihe

(Sonntagsgedanken.)

Wenn wir doch mehr darauf achteten, wie wunderbar der Schöpfer die Kräfte und Aufgaben für die Menschen verteilt hat. Mancher würde sich weniger plagen müssen, ruhiger wirken und sich seiner eigentlichen Aufgabe besser hingeben können. Wie deutlich grenzt die Heilige Schrift das Wesen von Mann und Frau von einander ab. Nicht daß etwa der Mann mehr wäre als das Weib, beide sind zur gleichen ewigen Seligkeit berufen, aber hier im Erdenleben haben nicht beide die gleiche Stellung.

Es ist sicher ein ganz unnatürlicher Zustand, wenn von einem Menschen mehr erwartet wird, als er leisten kann, zu viel und zu vielerlei, und wenn er selber meint, alles liege auf seinen Schultern, die Welt habe mit ihm erst recht angefangen, höre auch mit ihm auf. Es ist schön, wie wir nach der Ordnung des Gottesreiches einfach Glieder in einer langen Kette, Einer aus der Reihe sein dürfen. Wir Schweizer haben das Vorrecht, in einem wohlgeordneten Staatswesen ruhig leben zu dürfen. Und wir sind — sicher mit einem gewissen Recht — stolz auf unser Land mit seinem Schulwesen, seinen vielen Fürsorgeeinrichtungen, seiner gut funktionierenden Rechtspflege u. a. m. Nur sollen wir Heutigen uns bewußt sein, daß das alles nicht unser eigenes Werk ist, sondern daß da Geschlecht um Geschlecht seit Jahrhunderten am allmählichen Aufbau mitgearbeitet hat. Sie stehen alle auf den Schultern ihrer Vorfahren, ernten die Früchte ihrer Erfahrungen, ihrer Mühen und auch ihrer Leiden. Deswegen ist nicht eine Zeit besser als die andere, eine Sorte Eidgenossen die richtige, und die andere die unrichtige. Freue dich, daß auch du ein bescheidenes Glied in dieser Reihe sein und in deinem Teile am Wohle des Ganzen mitarbeiten darfst. Wenn die Menschen alt werden, so blicken sie gern abwägend auf ihr Leben zurück und versuchen, eine Art Bilanz zu ziehen. Sie fällt dann manchmal recht bescheiden aus. Wenig von dem, was man in jungen Jahren erstrebt hatte, wurde erreicht. Vielem haftete die Unzulänglichkeit an. Anderes, das du hättest vollbringen wollen, gelang nicht dir, sondern einem andern.

So wird es fast immer sein, denn die Genies sind selten. Und auch deren Können hat seine Grenzen. Aber es wird wohl auch gut so sein. Es ist eben Sache Gottes, des höchsten Baumeisters, alle diese einzelnen Steine zu einem rechten Bau zusammenzufügen. Der Apostel Paulus vergleicht die Gemeinde mit einem Leibe, dessen Glieder die Einzelnen sind. Die Hand ist nicht das Haupt, und der Fuß ist nicht die Hand, aber zusammen bilden die Glieder den lebendigen Leib.

Unsere Jugend übt sich gerne im Stafettenlauf. Ist er nicht ein Abbild der göttlichen Arbeitsordnung? Jedem Einzelnen innerhalb der sich im Wettstreit messenden Gruppen ist da seine besondere Aufgabe zugewiesen, so wie es seinem Können entspricht. Keiner übernimmt die ganze Strecke allein.

So hat Gott geordnet, daß seine großen Gedanken auch durch schwache Menschen verwirklicht werden sollen, durch lauter Teilleistungen, wie sie uns angepaßt sind. Wenn wir das wissen, so wird uns auch die schlichte Arbeit auf bescheidenem Posten lieb und wichtig. Denn sie ist für Gott getan. Lw.